Farbenspiele des Lebens.

Roman von F. Leoni.

(10. Fortsetzung.)

In der Villa, welche von der Familie Rechenberg in Montreux bewohnt wurde, herrschte zu dieser Zeit große Aufregung. Seitdem eines Tages der Freiherr von Nottinghausen seine Visitenkarte hereingeschickt hatte, mit der Anfrage, ob Fräulein Hertel für ihn zu sprechen sei, hatte sich allerlei ereignet, das die Ruhe des Hauses störte. Vor Allem mußte es Rechenbergs auffallen, daß Fräulein Hertel sehr verändert erschien. Sie war theilnahmlos und zerstreut, konnte noch schlechter als sonst mit den Kindern fertig werden und schien immer mit ihren Gedanken ganz wo anders zu sein.

Einige Male hatte sich der Freiherr auf Hildas Spaziergängen mit den Kindern ihr angeschlossen und die beiden hatten lange Unterredungen mit einander gehabt. Herr Gärtner ging finster wie eine Gewitterwolke im Hause umher und jeder einzelne Hausgenosse hatte das Gefühl, daß ein unangenehmes Etwas in der Luft schwebte, welches sich demnächst enthüllen und Verdrießlichkeiten hervorbringen würde. Herr und Frau Rechenberg waren über das Benehmen ihrer Gouvernante einigermaßen empört. Sie hatten den freundschaftlichen Verkehr zwischen ihr und dem Candidaten gutgeheißen und beiden kein Hinderniß in den Weg gelegt, da sie den Glauben hatten, daß sich eine ernstliche Neigung zwischen ihnen entsponnen, doch jetzt war es eine andere Sache. Kein freundlicher Blick fiel mehr aus Hildas Augen auf Herrn Gärtner, sie beachtete ihn kaum. Sollte der Freiherr vielleicht ein alter Anbeter des Fräuleins sein? Wenn nicht — was wollte und was bezweckte dieser Mensch eigentlich? Nein, das ging so nicht weiter! Frau Rechenberg wollte morgen ihrer Gouvernante den Standpunkt klar machen und sich den häufigen Verkehr mit dem Freiherrn verbitten.

Hilda kam ihr indessen zuvor, indem sie die Mutter ihrer Zöglinge bat, sie so bald als möglich zu entlassen, da sie fühlte, daß ihr der Wirkungskreis im Hause nicht zusage und daß sie bei den Kindern keine Erfolge erringen könne.

Frau Rechenberg fuhr auf. Ihr das zu sagen, war wirklich stark! Ob denn das Fräulein erwarten könne, irgendwo ein besseres und respektableres Haus als das Rechenbergsche zu finden? Kinder seien eben überall Kinder und Fräulein Hertel könne vielleicht auf der nächsten Stelle es mit ganz ungezogenen Rangen zu thun haben.

„Ich will auch nicht mehr zu Kindern," entgegnete Hilda, welcher das Gespräch sehr peinlich war. „Ich habe eine Stellung im Hause des Freiherrn von Nottinghausen angenommen, als Gesellschafterin seiner Gemahlin."

„So — oo?" sagte Frau Rechenberg langgedehnt und höchst erstaunt. „Also der Freiherr ist verheirathet! Was Sie sagen! Den Eindruck hat er mir durchaus nicht gemacht. Hm, hm! Uebrigens — das will mir nicht gefallen. Und so schnell hat sich die Sache gemacht — haben Sie auch bedacht, was Sie thun?" fügte sie mit herabgezogenen Mundwinkeln hinzu.

Hilda sah die erregte Dame verwundert an. „Das Risiko wird wohl überall das gleiche sein, wenn ich eine Stellung bei Fremden annehme," antwortete sie. „Hier habe ich noch den Vortheil, daß mir der Herr des Hauses bereits bekannt ist und ich durch ihn genau weiß, was ich zu erwarten habe."

Frau Rechenberg lächelte etwas spöttisch. „Es kann Ihnen immerhin so manches in dem adligen Hause begegnen, was Sie jetzt vielleicht nicht ahnen. Jedenfalls rathe ich Ihnen aus gutem Herzen: seien Sie vorsichtig und überlegen Sie nochmals, was Sie thun. Es scheint mir, daß der Freiherr Ihnen mehr zugethan ist, als er es von Rechts wegen der Gesellschafterin seiner Frau gegenüber sein sollte, und wenn Sie mir nicht versichern würden, daß er verheirathet ist, so würde ich dies aus dem Benehmen gegen Sie nicht haben schließen können — — —"

„Genug!" rief Hilda mit flammenden Wangen, unfähig, sich länger zu beherrschen. „Ich kann mir unmöglich derartige Sachen sagen lassen und muß Sie nun dringend bitten, mich so bald als möglich zu entlassen."

„Wie es Ihnen beliebt, mein Fräulein," erwiderte Frau Rechenberg spitz, „ich werde ja gleich hier Ersatz für Sie finden, aber — Sie werden an meine Worte denken," rief Sie Hilda nach, als diese, da ihre Geduld längst zu Ende war, das Zimmer verließ.

In der größten Erregung erstieg das junge Mädchen die Treppe und eilte in ihr Schlafzimmer. Aber sie konnte es in dem engen Raume nicht aushalten, das Blut pochte ihr in den Schläfen und sie hatte das Gefühl, als ob die Wände sie einengten und als ob die Decke ihr auf den Kopf fallen sollte. Rasch nahm sie ihren Hut und begab sich in's Freie, um auf einem einsamen Spaziergange das erhitzte Blut zu kühlen und die aufgeregten Gedanken zu beruhigen.

Sie hatte in den letzten Tagen, seit sie mit dem Freiherrn von Nottinghausen auf dem Dampfer zusammengetroffen war, so viel Gemüthsbewegungen durchgemacht, daß ihr armes kleines Herz einem Nachen glich, der steuerlos der wilden Fluth preisgegeben ist. Alle alten Erinnerungen, die sie mühsam zurückgedrängt hatte, waren in ihr wieder wachgerufen worden, als sie den Freiherrn gesehen, und wie demüthigend und schmerzlich war ihr das Gefühl gewesen, ihm in so veränderten Verhältnissen zu begegnen! Das mächtige Verlangen, etwas von Waldemar Lingen zu erfahren, von dem sie vor länger als einem Jahre in Franzensbad geschieden war, ohne je wieder von ihm zu hören, hatte sie in unwillkürlicher Scheu nicht äußern dürfen, und der Freiherr hatte aus Gott weiß welchem Grunde nichts Näheres von seinem Freunde erwähnt, als daß das Gut von dessen Onkel in der Nähe seines eigenen gelegen sei.

Dann hatte ihr Nottinghausen von seiner Heirath erzählt und hatte ihr endlich, ermuthigt durch ihre, ihm gegenüber geäußerte Absicht, das Rechenbergsche Haus zu verlassen, am dritten Tage nach seiner Ankunft in Montreux den Vorschlag gemacht, die Gesellschafterin seiner Frau zu werden. Sie hatte darin durchaus nichts Auffallendes gefunden und bereitwillig zugesagt. Daß der Gedanke an die Möglichkeit eines Zusammentreffens mit Waldemar Lingen ihren Entschluß beeinflußt hatte, war unleugbar, aber ebenso fest stand es, daß dieser Gedanke die Mitte zwischen Furcht und Hoffnung hielt und daß ihr Stolz sich dagegen aufbäumte, sich dem jungen Manne, der vielleicht längst nicht mehr an sie dachte, gleichsam in den Weg zu stellen. Es gab darauf Augenblicke, in denen Hilda aus tiefster Seele bereute, das Anerbieten des Freiherrn angenommen zu haben, und dann hatte sie wieder die plötzliche Empfindung, als ob sie den Zeitpunkt ihres Eintrittes bei den Nottinghausens herbeisehnte. So war ihre Seele voller Widersprüche und dieser Zustand blieb nicht ohne Einwirkung auf ihre Stimmung und ihre Art, sich zu geben.

Wie dem aber auch sein mochte — sie hatte ihr Wort gegeben und mußte es halten. Der Freiherr war, nachdem die ganze Sache zwischen ihnen endgiltig abgemacht war, heute früh abgereist, und die Dinge mußten nun ihren Lauf nehmen. Auch das spöttische Lächeln der Frau Rechenberg und ihre hämischen Bemerkungen durften sie nicht veranlassen, dem gegebenen Worte untreu zu werden.

Hildas kleine Hände ballten sich und ihre Augen sprühten Blitze, als sie an die eben gehabte Unterredung dachte. Bisher hatte Niemand den Muth gehabt, sie zu beleidigen, und nun hatte sich diese kleine beschränkte Frau mit ihrer hausbackenen Erziehung herausgenommen, ihr, der jungen Dame aus der großen Welt, die an den Verkehr mit Herren aus den besten Kreisen und an ihre Huldigungen gewöhnt war, gute Lehren zu geben und über ihr Benehmen die Nase zu rümpfen.

Ach, das junge Mädchen vergaß wieder einmal, daß die Welt in ihr nicht mehr die hochgestellte reiche Erbin sehen konnte — sie vergaß es, um sich später voller Schmerzen daran zu erinnern, daß die arme Gouvernante einer anderen Beurtheilung unterzogen werden mußte, als die reiche Kommerzienrathstochter.

Mittlerweile begannen die Schatten des Abends zu fallen und die untergehende Sonne küßte noch einmal die Schneehäupter der fernen Berge, sie mit purpurgoldenen Streifen umsäumend. Hilda war auf ihrem Wege bis an die hochgelegene Kirche in Montreux gekommen und setzte sich nun zum Ausruhen auf die Terrasse vor derselben, von der man eine unvergleichlich schöne Aussicht auf den See genießt.

Dort zog der letzte, von Montreux abgehende Dampfer seine Furche durch das Gewässer, das jetzt in der schnell hereinbrechenden Dämmerung eine fast schwärzliche Farbe angenommen hatte. Einige Boote mit dem spitzen lateinischen Segel glitten noch wie Schwäne über die Fluth und eilten, von kräftigen Armen gerudert, dem Lande zu. Leise rauschte der Abendwind in den Wipfeln der die Terrasse umgebenden hohen Bäume und die stille Kirche mit dem schlanken Thurme ragte wie ein Wahrzeichen des verkörperten Gottesgedankens, von ihrer Höhe aus die Gelände unter ihr beherrschend und zum Ewigen hinaufweisend, in den Abendhimmel empor. Alles athmete Ruhe und Frieden und die harmonische Schönheit des Landschaftsbildes war durch die untergehende Sonne mit einem Verklärungsschimmer übergossen.

Hilda preßte die Hände auf's Herz und seufzte tief. Wohl öffnete sich ihre Seele dem Eindruck der Natur, wohl empfand sie in der Nähe des Gotteshauses ein tröstendes Gefühl bei dem Gedanken, daß der Gott, der diese schöne Welt geschaffen, auch versprochen hatte, der Waisen Schutz und Schirm zu sein, aber das Bewußtsein der Heimathlosigkeit und der Gedanke an die Nothwendigkeit, die sie zwang, das oft so bittere Brod der Abhängigkeit und Dienstbarkeit zu essen, ließen das ungestüme Herz aufwallen. Die Jugend, deren Morgenroth ein so glückverheißendes gewesen und die jetzt noch nicht in der Entsagung genug geübt war, verlangte ihr Recht.

Nun kam die scheidende Sonne noch einmal hinter den eine Lücke lassenden Berggipfeln hervor. Sie glitt über die altersgrauen Dächer des in die stillen Wasser hineinragenden Schlosses Chillon, das unter ihren Strahlen noch einmal roth aufleuchtete und dann in Nacht versank, wie eine Sage aus verklungener Zeit; sie streifte die dunkle Wasserfläche mit goldenem Glanze, warf ihren Schein auf die am gegenüberliegenden Ufer des Sees gelegenen Ortschaften, daß sie wie die Bilder im Kaleidoskop in bunten Farben erglänzten, und sie krönte noch einmal die weißen Berghäupter mit Gold und umkleidete ihre starren grauen Leiber mit rothviolettem Mantel.

„Fräulein Hertel — Sie sind es?" sagte da plötzlich eine tiefe Stimme hinter dem jungen Mädchen.

Hilda erhob sich überrascht von ihrem Steinsitze und — erblickte den Candidaten Gärtner, der offenbar sehr verwundert war, sie hier zu finden. „Ich habe mich hier ein wenig verspätet und will gleich nach Hause eilen," antwortete sie und wandte sich zum Gehen.

„Einen Augenblick noch," bat der Candidat, indem er mit seiner Hand den Arm des jungen Mädchens berührte.

„Den Sonnenuntergang zu genießen, ist es nun zu spät," sagte Hilda lächelnd und wies in die Ferne, die sich vor den Blicken immer mehr mit Nacht umhüllte und die Berge verschwinden ließ. In der hereingebrochenen Dämmerung konnte sie die tiefe Bewegung, die sich auf dem Gesichte des Candidaten abspiegelte, nicht mehr wahrnehmen. Er schien einen Kampf mit sich zu kämpfen und nach einem Entschluß zu ringen, der ihm, als er das junge Mädchen so unvermuthet an diesem Orte fand, plötzlich in den Sinn gekommen war.

Eine kleine Weile lang schwiegen beide still und dann, als Hilda, der sein Benehmen nun doch etwas befremdlich erschien, ihren Hut zurechtrückte, brach es plötzlich mit stockender Stimme in fast hervorgestoßenen Lauten von den Lippen des, seine Erregung nur mühsam bemeisternden Candidaten:

„Ich erfuhr soeben durch Frau Rechenberg, daß Sie in Kürze das Haus verlassen und eine neue Stelle im Hause des Freiherrn von Nottinghausen annehmen wollen. Es kam mir sehr überraschend — auch vermuthete ich nicht, daß der Freiherr verheirathet sei, und — —"

Hilda unterbrach ihn mit einer ärgerlichen Bewegung.

„Es ist erstaunlich, welches Interesse man im Rechenbergschen Hause an den Familienverhältnissen des Freiherrn nimmt," sagte sie etwas spitz.

Herr Gärtner, der seine Bemerkung nur an Stelle einer Einleitung zu der Frage, die er folgen lassen wollte, gemacht hatte, gerieth ganz in's Stocken, die Sprache versagte ihm und er überlegte eben bei sich, ob er nicht lieber heute Abend einen Brief an Hilda schreiben solle, um ihr sein Herz auszuschütten, als ihre Worte: „Ich habe nicht Lust, mir hier einen Schnupfen zu holen — gehen wir nach Hause!" ihn zur Entscheidung brachten. Jetzt oder nie! dachte er und fand in demselben Augenblick die Fassung wieder, so daß er in beredten Worten und nicht ohne einen Anklang von Würde dem jungen Mädchen von dem Eindruck zu sprechen anfing, den sie beim ersten Sehen auf ihn gemacht und der in seinem Herzen die Liebe zu ihr hatte keimen und zu einer solchen Größe hatte emporwachsen lassen, daß sein ganzes Sein nun in dem heißen Wunsche gipfelte, sie zur Lebensgefährtin zu gewinnen.

„Ich habe die bestgegründete Aussicht, binnen Jahresfrist eine Pfarre zu erhalten," fuhr er fort, „und wenn ich Ihnen auch nur ein bescheidenes Loos bieten kann, so würden Sie doch in Ihrem eigenen Heim sein, von treuer Liebe umgeben und hätten nicht mehr nöthig, Ihre Füße unter fremder Leute Tisch zu stellen und sich heute nach diesem und morgen nach jenem zu richten."

Hochathmend hielt er inne und erwartete des jungen Mädchens Antwort, die er freilich, wäre es nicht schon so dunkel gewesen, auf ihrem Gesicht hätte lesen können. „Es kommt Ihnen vielleicht überraschend," begann er wieder, als Hilda noch immer schweigend neben ihm einherschritt, „Sie haben vielleicht die Sprache der Töne nicht verstanden, durch die ich Abend für Abend zu Ihnen redete, Ihnen die geheimsten Falten meines Herzens preisgebend — wenn es Ihnen jetzt nicht möglich ist, mir die Antwort zu geben, die meine Seele mit glühendem Wunsche ersehnt — o, ich will mich gedulden, Ihnen Zeit lassen, Ihr eigenes Herz zu erforschen. Lassen Sie mir nur einen Hoffnungsstern an dem Himmel meiner Träume, einen Stern, der mir die düstere Nacht des Zweifels erhellt — und sagen Sie mir, daß mein Begehren kein ganz unerfüllbares ist." Tiefe, starke Leidenschaft des Mannes hatte den Klang seiner Rede durchzittert und nun lauschte er in athemloser Spannung den Worten, die von Hildas Lippen doch endlich fallen mußten.

Und sie fielen — aber sie riefen kein beseligendes Gefühl in seinem Innern wach, sondern drangen wie ein scharfer Dorn in sein Herz, eine tiefe Wunde darin zurücklassend.

„Ich habe nicht geahnt, daß — daß Sie solche Gefühle für mich hegen, und bitte um Verzeihung, wenn ich Sie vielleicht in einem falschen Glauben bestärkt habe — aber Sie waren so gut zu mir und ich — ich fühlte Freundschaft für Sie," sagte Hilda mit leiser Stimme. „Ihren Wunsch aber kann ich nicht erfüllen — nein, niemals, ich kann es nicht," schloß sie in bebenden Lauten.

„Sie lieben einen Anderen!" rief der Candidat mit unendlichem Wehgefühl im Herzen.

Hilda antwortete nichts. Sie war tief ergriffen und ein Strom von Gefühlen durchwogte ihre Seele. Ihr Herz gab leise ein „Ja" zur Antwort, aber über ihre Lippen drang kein Laut. In der Erregung beeilte sie ihre Schritte so sehr, daß die Villa, unter deren Dach sie nur noch kurze Zeit verweilen sollte, bald mit ihren hellerleuchteten Fenstern vor den Blicken der beiden späten Wanderer auftauchte. Keines von ihnen sprach mehr ein Wort, nur vor der Hausthür reichte das junge Mädchen ihrem Begleiter die Hand und flüsterte ein: „Leben Sie wohl!"

„Gott lasse Sie glücklich werden!" antwortete eine tiefe Männerstimme, ihre Erregung mühsam bekämpfend.

Mit der hereingebrochenen Nacht hatte sich der Himmel schwarz umzogen und ließ kein freundlich blinzelndes Sternchen, keine goldene Mondsichel hindurchleuchten. Dichter Nebel lag auf dem See und die Berge waren wie von düsteren Vorhängen verhüllt. Eine dumpfe Schwüle ruhte über dem Ort und die Wolken, die sich am Horizont aufthürmten, ließen den Ausbruch eines Gewitters befürchten.

Hilda packte in fliegender Eile ihre Koffer. Sie wollte Frau Rechenberg bitten, sie schon morgen fortzulassen. Ihre Schwester Gerta, die jetzt mit ihrem Manne und der Majorin in Stuttgart lebte, wohin Herr Dalwig aus verschiedenen Gründen verzogen war, würde sich freuen, sie noch einige Wochen bei sich zu haben, bevor sie zu Nottinghausens ginge. Aber sie selbst blickte nicht mehr so muthig wie vordem in die kommende Zeit und als sie ihr Fenster schloß, um sich nach gethaner Arbeit zur Ruhe zu begeben, beschlich sie das Gefühl, daß sie eine treue Mannesliebe von sich gewiesen, um einer unsicheren Zukunft entgegenzugehen, die so dunkel wie der nächtliche Himmel vor ihr lag. Indessen durchbrach doch ein Hoffnungsstern in ihrem Herzen das Gewölk und belebte wieder ihren jugendfrischen Muth, den auch das trübe Schicksal, das sie erlitten, nicht hatte brechen können.

„Ich eine Pfarrersfrau? O Gott, wie hätte ich dazu gepaßt!" Etwas von dem alten übermüthigen Lächeln früherer Tage kräuselte ihre Lippen bei diesem Gedanken, verschwand aber bald, als sie des Candidaten gedachte, dem sie heute so bitteres Weh hatte bereiten müssen.

Herr Gärtner ging die halbe Nacht mit unruhigen Schritten in seinem Zimmer auf und ab und kämpfte den schweren Kampf in seinem Herzen, das so stürmisch sein Anrecht am irdischen Glück verlangt hatte und dem nun die Entsagung als sein Theil zugefallen war.

Es war ihm wie ein Alp von der Seele gefallen, als er die Gewißheit erlangt hatte, daß der Freiherr von Nottinghausen nicht als Bewerber um Fräulein Hertels Hand auftreten konnte, doch schon die nächste Stunde schnitt ihm jede Hoffnung ab, sie je die Seine zu nennen. Sie liebte einen Anderen — ja, so mußte es sein! Er hatte die Hand nach der blauen Blume des Glücks ausgestreckt, aber sie war nicht für seinen Pfarrgarten gewachsen.

Sechszehntes Kapitel.

Wir haben Waldemar Lingen seit Langem aus den Augen verloren und müssen nun etwas zurückgreifen, um getreulich zu berichten, was sich mit ihm zugetragen, seit er damals in Franzensbad so bewegten Abschied von Hilda Hertel genommen, in deren saphirblaue Augen er zu tief hineingeschaut hatte, als daß er sie je wieder vergessen konnte.

Von der seligen Hoffnung getragen, im kommenden Spätherbst oder Winter, wenn er den alten Onkel in der Bequemlichkeit seines eigenen Hauses unter der Pflege seiner Haushälterin geborgen wußte, nach Berlin zu eilen und im Hause des Kommerzienraths Hertel seinen Besuch zu machen, widmete er sich dem Kranken mit ganzer Aufmerksamkeit und war hocherfreut, denselben um so vieles besser von seiner Badereise heimgeleiten zu können. Anfangs war auch Alles recht befriedigend mit dem Alten gegangen, abgesehen davon, daß ihm die Nachricht von der Heirath des Freiherrn von Nottinghausen mit Martha von Lutz eine tiefe Verstimmung und großes Aergerniß bereitet hatte. Er hörte nicht auf, über diese Wendung der Dinge zu klagen, und setzte dadurch seines Neffen Geduld auf eine harte Probe.

Vielleicht wäre es für beide Theile besser gewesen, wenn Waldemar es hätte über sich gewinnen können, dem Onkel von seiner so tiefgehenden Neigung zu Hilda Hertel und von seinem heißen Wunsche, sie dereinst sein eigen nennen zu können, zu erzählen. Aber er verschloß seine Liebe in seinem innersten Herzensschrein und hätte es für eine Entweihung seiner Gefühle gehalten, jemals davon zu reden, bevor er nicht genau wußte, ob seine Neigung erwidert würde. Ihn beschäftigte jetzt vor Allem der Gedanke, seinen längstgehegten Plan zur Ausführung zu bringen, nach einer selbstständigen Stellung zu ringen und sich ganz dem Berufe zu widmen, der Zweck und Ziel seines Studiums gewesen war. Erst dann, wenn er auf eigenen Füßen stand und außer seinem treuen Mannesherzen ein ausreichendes Einkommen und eine angesehene Stellung in die Wagschale legen konnte, wollte er vor den Vater seiner Auserkorenen treten und um die Hand der reichen Erbin bitten — früher hätte es sein Stolz nie gelitten.

Jetzt, da des Onkels Zustand ein erträglicher schien, hielt er die Zeit seines Vorhabens für geeignet und wollte nun das Seinige thun, um die Zustimmung des alten Herrn zu erlangen. Wenn diese Sache geordnet wäre, dann wollte er dem Zuge seines Herzens folgen und nach der Stadt eilen, deren Mauern die Geliebte bargen, um sie wieder zu sehen und zu erforschen, ob ihr Herz ihm geneigt sei. War es so, wie sein ahnendes Herz ungeachtet aller zuweilen in ihm aufsteigenden Zweifel verhieß — wie wollte er da seine ganze Kraft einsetzen, um durch seine wissenschaftlichen Leistungen Amt und Stellung zu erringen und ein Heim für seine Liebe bereiten zu können.

Wie wenig ahnte er davon, welche trübe Zeiten unterdessen für Hilda hereingebrochen waren, denn vom Tode des Kommerzienraths hatte er ja nichts erfahren, da er in gar keiner Verbindung mit Berlin stand. Als geborener Rheinländer las er mit Vorliebe die Zeitungen seiner engeren Heimath und da er selten ein Berliner Blatt in die Hand nahm, war sein Auge auch nicht auf die Todesanzeige von Hildas Vater gefallen. Wohl dachte er zuweilen an einen möglichen, schlimmen Ausgang der Krankheit desselben, doch war während seines kurzen, letzten Beisammenseins mit dem jungen Mädchen entweder zu wenig über die Größe der Krankheitsgefahr geäußert worden, oder der jähe Trennungsschmerz hatte sein Herz zu sehr gefangen gehalten, als daß er den vollen Eindruck einer solchen empfunden hätte.

Waldemar sollte sein Vorhaben nicht ausführen — die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Eine Unvorsichtigkeit, die sich sein Onkel, auf die Besserung seines Zustandes rechnend, hatte zu Schulden kommen lassen, zog ihm eine entzündliche Krankheit zu, die, als sie nach Wochen banger Sorgen gehoben war, doch einen solchen Schwächezustand zurückließ, daß die Aerzte es für gerathen hielten, den Kranken für den Winter nach einem südlichen Klima zu schicken. Der alte Herr wollte sich anfangs gar nicht dazu verstehen und leistete dem Wunsche seiner Heilkünstler auch erst dann Folge, als er Waldemars festes Versprechen, ihn zu begleiten, erhalten hatte.

Wie schmerzlich es der junge Mann empfand, unter solchen Umständen seine Reise nach Berlin, die ihm so verheißungsvoll entgegen gewinkt hatte, aufgeben zu müssen und seine Pläne für die Zukunft einstweilen brach liegen zu lassen, wird jeder nachfühlen, dem eine Hoffnung, an der er mit ganzer Seele gehangen, gescheitert oder der gezwungen ist, sie auf unbestimmte Zeit und ach! so unsichere Zeit zu verlegen. Waldemars feinfühlende Dankbarkeit gegen den Mann, der ihm die Eltern ersetzt hatte, ließ es indessen nicht zu, daß er ihn in seinem jetzt sehr elenden Zustande fremden Händen überließ und fortging, um seine eigenen Zwecke zu verfolgen. So mußte denn das Opfer gebracht werden, ob auch das Herz sich schmerzlich dabei zusammenzog.

Es gab nun alle Hände voll für den jungen Mann zu thun, um auf dem Gute alles für eine längere Abwesenheit des Besitzers zu ordnen und als der herannahende Winter sich immer mehr fühlbar zu machen begann, traten Onkel und Neffe ihre Reise nach dem südlichen Frankreich an, dessen milde Gestade dem Kranken die ersehnte Besserung bringen sollten. Der Zustand desselben während des Winters gestaltete sich zu einem leidlichen, war aber keineswegs ein derartiger, daß es für Waldemar möglich gewesen wäre, den Onkel zu verlassen. Da sein Verlangen, etwas von der Geliebten seines Herzens zu erfahren, inzwischen so groß und mächtig geworden war, als daß er es länger bezähmen konnte, entschloß er sich, einen Brief an Fräulein Hertel zu schreiben, in welchem er ihr die Lage der Dinge schilderte, sich nach ihrem Ergehen erkundigte und sie dringend bat, ihm ein Zeichen davon zu geben, ob sie inzwischen seiner gedacht habe und ihm freundlich gesinnt sei. Mehr wagte er für den Anfang nicht — er wollte zunächst ihre Antwort abwarten, ehe er dem Drange seines Herzens folgte.

Zwei Wochen vergingen — noch immer hatte die Post Waldemar nichts Anderes als gleichgiltige Correspondenzen aus der Heimath gebracht. Da erhielt er eines Morgens — zwar kein Schreiben von zierlicher Damenhand, das er so sehnsüchtig erwartete, wohl aber seinen eigenen, nach Berlin an Fräulein Hertel per Adresse Kommerzienrath Hertel gerichteten Brief zurück. Auf dem Umschlag war von der Hand des Postbeamten der Vermerk hinzugefügt: „Unbestellbar, da Adressat verstorben; Aufenthalt der H. H. unbekannt."

Das war ein harter Schlag für ihn! Was sollte er nun thun? Wo nach ihr forschen? Die einzige Möglichkeit für ihn, etwas von Hilda zu erfahren, lag nun darin, daß er sich mit ihrer Schwester Frau Dalwig in Verbindung setzte. Doch dies konnte brieflich nicht geschehen, das fühlte er, denn diese Dame ahnte ja nichts von seinen näheren Beziehungen zu ihrer Schwester und hätte sich gewiß höchlichst verwundert, wenn eine Badebekanntschaft, mit der sie in flüchtigem Verkehr gestanden, ihr nun, nachdem so viele Monate verflossen waren, plötzlich geschrieben und sich nach ihrem und ihrer Schwester Ergehen erkundigt hätte. So etwas konnte nur mündlich erledigt werden, und es blieb ihm daher nichts übrig, als die Zeit zu erwarten, in der er sich freimachen und nach Berlin reisen konnte. Die innere Unruhe aber nagte an ihm und ließ ihn in seinem Wesen sowohl als in seinem Aeußeren verändert erscheinen.

Es war auch wahrlich keine Kleinigkeit für ihn, seine besten Jahre an dem Krankenbette des Onkels zu verbringen und seinem ungestümen Mannesherzen, das sich nach Thätigkeit im Beruf und — nach Liebe sehnte, zu gebieten, daß es stille halte und die eigenen Wünsche zurückdränge.

Mit dem kommenden Frühjahr regte sich in dem alten Herrn der Wunsch, seinen Aufenthalt in Cannes mit einem anderen zu vertauschen. So verlebten die beiden Lingen einige Wochen an der Riviera und reisten dann nach Wildbad, wo der Alte diesmal die Kur gebrauchen sollte. Hier war es Waldemar möglich, seinen Onkel dazu zu bestimmen, daß er sich für einige Wochen ganz in dem Hause seines Arztes, wo er die beste Pflege fand, einmiethete und seinem Neffen, der die ganze Zeit über treulich bei ihm ausgehalten, gestattete, ihn für einige Tage zu verlassen.

Mit einem Gefühle unendlicher Befriedigung stieg Waldemar eines Morgens in den Eisenbahnzug, der ihn in weniger als vierundzwanzig Stunden nach der Reichshauptstadt bringen sollte. Obgleich es ein Schnellzug war, fand er doch, daß die Reise unerträglich langsam vorwärts ginge und seine Ungeduld stieg, je näher er seinem Ziele entgegenrollte.

Da war er denn nun endlich in der großen Stadt, deren Boden er noch nie betreten und die er unter anderen Umständen mit wie anderem Interesse begrüßt hätte.

Aber jetzt galten seine Gedanken nur ihr, der Einzigen, und achtlos ließ er seine Blicke über die prächtigen Häuserreihen, Denkmäler und Paläste schweifen, an denen die Droschke ihn auf der Fahrt zum Hotel vorüberführte.

Dort angekommen, ließ er sich das Adreßbuch geben, um den Wohnsitz der Familie Dalwig zu erforschen. Er fand mehrere Personen desselben Namens angegeben — da gab es einen Schuhmacher Dalwig, eine ebenso heißende Friseuse und einen Doctor der Medizin dieses Namens. Hier endlich stand es: Franz Dalwig, Banquier, Victoriastraße 18. Rasch legte Waldemar das dickleibige Buch aus der Hand — er hatte gefunden, was er brauchte.

Es dauerte nicht lange, so verließ er im feinsten Visitenanzuge das Hotel, nahm einen Wagen und fuhr, obwohl es nicht gerade die übliche Besuchsstunde war, hochklopfenden Herzens nach der Victoriastraße. Bald würde er nun nach so endlos langem und bangem Warten von der Geliebten hören; ja vielleicht würde er das Glück haben, sie selbst zu sehen, denn es wäre doch nicht unmöglich, daß sie bei der Schwester weilte.

Der Wagen hielt vor einem schönen, vornehm aussehenden Hause. Die Thür des von Steinkaryatiden getragenen Portals sprang auf, noch bevor Waldemar geläutet hatte, und er sah sich einem betreßten Portier gegenüber, der ihn höflich fragte, zu wem er wünsche.

„Zu Banquier Dalwig. In welchem Stock wohnt er?"

„Der Herr wohnt nicht hier," war die Antwort.

Waldemar verfärbte sich. „So ist er wohl verzogen, können Sie mir vielleicht seine Adresse aufgeben?"

„Bedaure — ich bin erst seit kurzer Zeit hier im Dienst und weiß noch nichts davon," sagte der Portier achselzuckend und öffnete die Thür.

Waldemar begriff, daß ihm nichts Anderes übrig blieb, als zu gehen. Als die schwere Thür hinter ihm in's Schloß gefallen war, hatte er die Empfindung, als ob ein schönes Bild vor ihm plötzlich in eine Versenkung fiel. Wie im Traume ging er langsamen Schrittes die Straße entlang, unwillkürlich suchende Blicke nach den hohen, spitzenverhangenen Spiegelscheiben werfend, an denen er vorüberkam. Plötzlich leuchtete sein Auge auf — er hatte eine Idee gefaßt. Ja, das war das Richtige, dort mußte er Auskunft erhalten! Schnell sprang er in die erste Droschke, die ihm entgegenkam, und ließ sich nach dem nächsten Bankgeschäft fahren, um sich dort nach dem Banquier Dalwig zu erkundigen — die Bankcomptoire standen ja wohl alle in Geschäftsverbindung mit einander.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Küche.

Ochsengehirn-Ragout. — Zehn bis zwölf kleine Zwiebelchen werden geschält und in zwei Unzen Butter weich gedämpft; mit wenig Mehl bestäubt und mit 1 Pint Fleischbrühe, sowie zwei Weingläsern Rothwein, einem Kräuterbündelchen, einem Lorbeerblatt, etwas Salz, einer Messerspitze Cayennepfeffer und einem Dutzend Champignons eine halbe Stunde gedünstet. Inzwischen hat man zwei Ochsengehirne gut ausgewässert und gesäubert, noch einige Minuten in lauwarmes Wasser gelegt, ablaufen lassen, in Stücke geschnitten und in diese Sauce gethan, wo man sie zudeckt und eine halbe Stunde über gelindem Feuer dämpft. Beim Anrichten nimmt man das Kräuterbündel und das Lorbeerblatt aus der Sauce und garnirt die Schüssel mit gerösteten Semmel-Croutons.

Saure, pikante Speise von Fleischresten wird verschiedenartig bereitet. Man röstet z. B. einige Eßlöffel Mehl in zerlassener Butter gelb, dämpft darin Zwiebeln, Citronenschale, Petersilie und Hering, gießt Fleischbrühe oder kochendes Wasser zu und läßt die Masse aufkochen. Hierauf schneidet man übrig gebliebenen Kalbsbraten (auch Rinderbraten, Rindfleisch oder Geflügel) in Würfel, schüttet ihn nebst Essig, Citronensaft, Lorbeerblättern, ganzen Nelken und Pfefferkörnern in die Sauce, gießt wenig Bratenbrühe, wenn solche vorhanden ist, hinzu und läßt gut durchkochen.

Blumenkohl au four. Man kocht gut geputzten, in große Rosen zerlegten Blumenkohl in Salzwasser weich, legt ihn mit den Blumen nach oben in eine Schüssel, die die Ofenhitze verträgt und überzieht sie mit einer dicklichen Sauce, die man aus $\frac{1}{4}$ Quart Sahne mit Butter und zwei Löffeln Mehl über dem Feuer abgerührt und mit Salz, geriebener Muskatnuß und zwei Eiern vermischt hat. Die Sauce bestreut man mit geriebener Semmel und geriebenem Parmesankäse, gießt etwas aufgelöste Butter darüber, stellt die Schüssel in den Bratofen und läßt die Oberschicht zu bräunlicher Kruste backen.

Hasenpfeffer mit Kastanien. Zu einem guten Hasenpfeffer nimmt man das Hasenklein, auch den Rücken und die Keulen des Hasen, die man in Stücke schneidet und mit Salz und Pfeffer ein wenig heizen läßt. Inzwischen schneidet man eine fingerstarke Scheibe mageren Speck in kleine Würfel, röstet diese mit etwas Butter in einer flachen Kasserole an und nimmt sie dann aus dem Fett heraus. In dieses gießt man einen reichlichen Eßlöffel Mehl, läßt ihn hellbraun werden und legt nun die Hasenstücke hinein, um sie darin recht gut umzurühren. Nun füllt man halb mit Rothwein, halb mit Fleischbrühe auf, giebt ein Kräuterbündel in die Sauce und schmort das Ganze langsam bei mäßigem Feuer. Inzwischen röstet man eine Handvoll kleine Zwiebeln braun; auch schält man eine Handvoll Maronen, kocht sie mit etwas Fleischbrühe an und tropft sie ab. Sobald die Fleischstücke weich zu werden beginnen, giebt man die Zwiebeln und die Maronen dazu und kocht das Ganze vorsichtig weiter. Beim Anrichten hebt man das Fleisch mit einer Gabel heraus, richtet es hoch an und giebt die mit einem Schaumlöffel herausgenommenen Maronen, Speck und Zwiebeln darüber. Die Sauce nimmt man vom Feuer, legirt sie mit dem Hasenblut oder etwas Mehl und gießt sie durch ein Sieb über das Fleisch.

Flammeri mit Chocolade. $1\frac{1}{4}$ Quart Milch werden zum Kochen gebracht, worauf man $\frac{1}{2}$ Pfund feingeriebene Vanillechocolade und $\frac{1}{4}$ Pfund feinen Gries mit hineinrührt und 12 bis 15 Minuten unter stetem Umrühren kochen läßt. Dann schüttet man die Masse in einem mit kaltem Wasser gespülte Form, läßt den Flammeri erstarren und stülpt ihn um. Anstatt Gries kann auch Mondamin genommen werden. Dazu wird Vanillesauce servirt.

Gespickte saure Kalbskeule. Aus einer recht fleischigen Kalbskeule wird der große Röhrenknochen mitsammt dem Bein entfernt, das Fleisch hübsch geformt und mit einem starken Faden zusammengebunden. Hierauf wird es in Milch gelegt, täglich einmal umgewendet, und nach 3 — 4 Tagen gebraten, und zwar auf folgende Weise: Nachdem das Fleisch mit Speck gespickt worden ist, wird es in geschmolzenem Speck und Butter auf allen Seiten schön braun gebraten, mit Salz bestreut und 5 — 6 Stück getrocknete Wachholderbeeren dazugethan. Mit wenig Wasser und unter fleißigem Begießen wird das Fleisch nun weich gebraten. Eine halbe Stunde vor dem Auftragen streut man etwas feingestoßene Semmel darüber und giebt 1 Tasse saure Sahne dazu. In Ermangelung der letzteren genügt es, süße rohe Sahne, mit etwas Essig vermischt, hinzuzugeben.

Kartoffelbeignets. Abgekochte Kartoffeln werden fein gerieben, auf ein Quart Kartoffeln ein Löffel gute Butter, ein Ei und etwas Salz zugesetzt, zu einem Teig verrührt, den man auf eine große flache Schüssel streicht. Nun sticht man Halbmonde oder Sterne davon aus, garnirt sie mit Ei und Semmel und backt sie in heißem Fett.